

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 198.

Montag, 26. August.

1929.

(11. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Derken-Fünfheld.

(Nachdruck verboten.)

Und so zog der Tag heraus.
Die Hofsellschaft raste ihm entgegen, aller Bande frei.

Sonne! Die Holmenkolonne, ein ungeheures Rad von Licht, dessen Kreise man zu sehen glaubt, schwungende Urkraft über der kristallenen Erde.

„Nein, die Erde ist nicht mehr vorhanden. Lüdenloses Weih, Billionen Staubatome zertrümmert Diamanten.“

„Hinweggeschmolzen alle Schacken des irdischen Da-seins.“

Sogar der Kammerherr, weder Poet noch Stimmungsmensch überhaupt, fühlt ein neues, noch nie Erkanntes sein inneres Weinen durchdringen.

Und noch nie hat er die Nähe einer Frau empfunden wie heute.

Das Sonnenrad entsendet Strahlen in allen Farben des Spektrums. Jüngelnde Linien vom jauchzenden Orange bis zum sammelnden Violett verwandelten die unendlichen Schneeflächen in einen Teppich von Silber und Brokat.

Aase stand der Atem still.

„Der Teppich!“, zuckte es ihr durchs Gehirn. Lag er nicht da vor ihr ausgebreitet in seiner ganzen geheimnisvollen Pracht? Und konnte sie ihn nicht wieder an sich reißen und sich mit ihm bedecken, bis der — Dieb kam?

Auf der ganzen Fahrt hatte der Kammerherr, der genugsam mit seinem wilden Gespann beschäftigt war, kein Wort mehr mit Aase gesprochen.

Nun tauchten die Türmchen, Erker, Galerien und Drachenköpfe des Holmenkolhauses aus dem Flimmer der Höhenwelt.

In diesen Schneehäusern unter den vereisten Fenstern stakten Dutzende von Skipaaren.

Und die Schlitten fuhren alle durcheinander auf dem Hof und entließen ihre Insassen, und mit einem Male überwucherte das Menschliche die Nähe Gottes und seiner Schöpfung.

Ein kleines Fräulein, wie ein bunter Papagei anzusehen in ihrem leuchtenden Stilostüm, tat zuerst den Mund auf.

„Es ist zum Verrücktwerden schön hier“. — Die Herren hingegen verspürten Hunger.

In der „Peiselstube“ saß Trithios Nansen am offenen Feuer und rieb Wachs auf seine schmalen, vielgebrauchten Hölzer. Er war so hellblond und rosa, wie nur ein junger Held aus norwegischem Geschlecht sein kann. Und seine Augen so hellblau, so hellbewimpert — die ganze Stube wurde hell durch ihn.

Mit großem Spektakel legten die Damen ihre Mäntel ab und begannen nun zu schmelzen und sich in Wasser aufzulösen.

Als der Kammerherr Frau Solaker behilflich sein wollte, ihre eigentümliche Hülle von lichtgrau schimmerndem Pelzwerk abzunehmen, stellte es sich heraus, daß dies Gefieder ein Kleid war, das sie stets ohne Mantel trug.

„Es ist unmöglich, darin zu frieren, selbst bei zwanzig Grad Kälte. Und ebenso wenig empfindet man es als zu heiß bei fünfzehn Grad Wärme. Ich bin ein volliger Vogel darin, und dabei ist es federleicht — ich glaube Eidervogel, aber gewiß weiß ich es nicht —“

„Es gibt eine Sage von Königstöchtern, die den Männern das Herz aus der Brust holen, um dann als Wildschwäne verwandelt davonzusliegen und nie wieder zurückzukehren“, sagte der Kammerherr bitter. „Auch Sie werden es einst so machen: Sie werden mit das Herz aus der Brust holen und davonfliegen.“

„Wenn ich fliegen könnte“, antwortete Aase ernsthaft, „würde ich mich um Ihr Herz nicht kümmern, sondern ich würde es lassen, wo es ist, und die Flügel ausspannen und fliegen in mein graues Nest auf meiner Vogelinsel im Meere.“

„Aase!“, rief Roustad, von Leidenschaft überwältigt. Da legte sich ein eleganter Damenhandschuh auf seinen Arm — Roustad kannte die unwahrscheinlich kleine Nummer —

„Verzeihen Sie, mein lieber Kammerherr, wenn ich störe: Aber man wünscht zu speisen. Sie müssen die Tafel arrangieren, die Jugend ist wie toll.“

Betäubt und willenslos folgte er der kleinen flinken Gestalt, die ihn eben jetzt an eine weiße Maus erinnerte. Aber weiße Mäuse haben spitze Zähne —

Sobald Frau Solaker außer Hörweite war, hing Thra Brahe sich an seinen Arm.

„Begehen Sie nicht die Torheit, sich in diese Abenteuerin zu verlieben. Was wissen wir? Ist sie nicht hier aufgetaucht wie eine russische Nihilistin, oder eine Spionin? Vielleicht eine zweite Pompadour? Und waren Sie der einzige, der nicht die plötzliche Veränderung in ihrem gottlob schönen Frächen bemerkte, als der große Tremde die Treppe hinausprang?“

Roustad hob gequält die Schultern.

„Ich gebe mich hier keinen Skrupeln hin.“
„Auch nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich in dem großen Herrn bestimmt den Grafen Lykke erkannte?“

Roustad fuhr auf. „Nein!“

„Sie haben ein Talent, blind und taub zu sein, wenn es Ihnen paßt, lieber Freund. Ich aber habe Augen im Kopfe. Wer hat mir überhaupt das ganze Interesse an dieser Dame souffriert?“

„Einzig und allein Ihre Sucht, spannende Bekanntschäften zu machen“, sagte der Kammerherr böse. „Und allerdings paßt die Frau nicht in Ihren Kreis — und wird nie hineinpassen!“

„Mein Kreis? Ich war bis heute der Meinung, daß dies auch der Ihre sei. Wenn Sie aber Wert darauf legen, Unterschiede zu machen — ich will Sie nicht daran hindern. Der Hof wird dann um ein hübsches Skandälchen reicher sein.“

„Ich verbiete mir das!“

„Wo?“

„Tyra?“

Das bunte kleine Fräulein kam rauschen und schrie ganz laut: „Es wird so schrecklich viel Punsch getrunken — wo bleiben Sie, gnädige Frau? Und wir sind dreizehn bei Tisch, und nun wollen sie darum würfeln, wer hinausgeschmissen wird!“

„Wieviel dreizehn bei sieben Schlitten?“

„Die schöne Frau, die im Nähzirkel Kinderhemden nähen und ihre Robinsonade nicht erzählen wollte, die Dame, die Sie mitbrachten, glaube ich, fehlt — und nun sind wir mit Frau Brahe und Ihnen dreizehn.“

Der Kammerherr befreite sich von Frau Tyra

Brahes Arm, der ihn wie eine eiserne Kneiszange festhielt.

„Das ist ganz ausgeschlossen! Ich habe doch eben noch mit ihr gesprochen.“

„Der Schübling genießt vielleicht die frische Luft“, sagte die Hofdame maliös, „es wäre nicht sehr taktvoll, sich ihr aufzudrängen. Doch, wie Sie wollen. In Ihrem Studium gelten die Regeln weiser Vernunft nicht mehr.“

Da gewann er es über sich, der Frau den Arm zu bieten, die ihn mit Bosheiten gespielt hatte wie mit Pfeilen. Er hatte sich schon zu viel verraten — blonde Augen starrten ihn neugierig an — offenkundige Schadenfreude feierte Feste. —

Die warme Luft, der Dunst des offenen Herdfeuers in der großen Peise, das schwere Aroma des Brogs versetzten die Gäste in eine ihnen fremde, doch desto mehr sich entwidelnde Betrunkenheit. Das gehörte zum Schlittenfest; dieser Grad der Seligkeit mußte erreicht werden; die Hofdame war noch nie so prideln gewesen, so ganz Ninon, so verträumerisch pilant.

Der Kammerherr, der in seinem Zorn seine wahnwitzige Enttäuschung hineintrank, machte ihr die Kur, als ob er zum Sterben in sie verliebt sei, und allmählich schwamm die ganze Stube um ihn wie ein rötlich durchsonntes Nebelmeer, und Ninon flötete zart: „Die schöne Aase scheint sich auf eigene Faust zu amüsieren; wir sind immer noch dreizehn.“

Nun wollte die Jugend tanzen, und den hierdurch entstehenden Wirrwarr benützte Roustad, seiner Peinigerin zu entrinnen.

Zu seinem Entsezen bemerkte er beim Verlassen des Hauses, daß der kurze Wintertag samt seiner Sonnen-glorie längst eine Erinnerung war.

Wie viele Stunden hatten sie so gekneipt wie die Schiffer und Hafenarbeiter? Es mußte drei vorbei sein, und Schatten stürzten über ihm zusammen — von drinnen schallte Tanzmusik, ein Walzer auf verstimmtem Klavier — so hielten sie sich schadlos für den Zwang eines ganzen Jahres.

Der Kammerherr nahm mit Mühe Haltung an. Die Kälte bis die Ohren, Aase, Wangen.

Aase war nirgends zu finden. Sie mußte zu Fuß und allein den Rückweg angetreten haben. Man hatte sie auf das Schmählichste vernachlässigt und er, der Kammerherr Roustad, war so feige gewesen, die Ohrenbläsereien einer eisernen Hofdame zu beachten.

Unbemerkt verschaffte er sich einen Pelz, wechselte ein paar Worte mit der Wirtin, einer älteren Matrone von gutem altem Schlag, und begab sich nach den Stall- und Wirtschaftsgebäuden.

Die Box, wo seine Rappen gestanden, war leer. Der Muschelschlitten der Königin Aase fehlte. Ein traurigerischer Röcknacht, wie sie vielfach auf den Saeterhütten des hohen Nordens vorkommen, gab lächelnden Bescheid. Er sei beauftragt, dem älteren, großen Herrn zu melden, daß der Schlitten samt den Pferden und der jungen Dame fort sei. In der Stadt werde er alles ordnungsgemäß wieder vorfinden.

Da fluchte der Kammerherr wie ein Schiffsmat und mußte an sich halten, um den ungeduldigen Pferde-jungen nicht um seines Lächelns willen zu ohrfeigen.

Das Gefühl seiner Machtlosigkeit trieb ihn fast zu Narrheiten.

Die Frau war ja ein waghalsiges Ungeheuer, ein Geiß voll Süße und Hinterlist — sie kannte die Rappen nicht. Und die Kurven — die Kurven!

Die Dunkelheit brach immer schneller herein, jeder Moment des Jögerns brachte eine Gefahr für die Unfeste.

Der Kammerherr kannte nur noch ein Ziel. Kurz entschlossen verfügte er über den Schlitten der Hofdame.

„Sie hat mir das alles eingebrockt; sie soll mit ihrem Staatsrat sehen, wo sie unterkommt. Ach, diese alle werden ja nicht mehr wissen, wie sie überhaupt nach Hause gelangen.“

Der Pferdeknacht war für jeden Streich zu haben und fand eine Konfusion überhaupt sehr lustig; besonders als er statt der Ohrfeige eine silberne Krone bejäh.

Der Kammerherr sauste im Luxusschlitten von Frau Tyra Brahe aus dem Hostor, die flachsblonde

Wallachs machten Kapriolen, als hätten sie Champagner im Leibe. Es bedurfte keines Ansporns; sie hatten Flügel.

In rasendem Galopp gings herab, der Schlitten sprang wie ein befehltes Wesen.

Und nirgends war Aase Solaker mit den Rappen, an jeder Kurve schauderte dem Kammerherrn die Haut —.

Viele Stunden später beim allgemeinen Aufbruch erfolgte erst die Entdeckung von Kammerherrn Roustads eigenmächtiger und geradezu empörender Tat. Im Schein von Fackeln und Laternen schrie alles durcheinander, wer in seinem Schlitten wohl versorgt sah, hatte die Roheit, zu lachen. Frau Tyra Brahe und der Staatsrat, die allein übrig geblieben waren und bis über die Knöchel im Schnee standen, schimpften und überschütteten den Pferdejungen mit Vorwürfen. Endlich fand sich ein Ausweg, die empörte Hofdame wurde als Dritte in einen Schlitten zwischen zwei Frisch-verlobte eingewängt, und der Staatsrat bekam die Kaelke des Holmenkols-Hotels und den Pferdejungen dazu.

Noch nie hatte Holmenkollen ein solches Gejohle gehört, als die Hofgesellschaft da ihre Schlittenpartie hatte.

Bei Fackelschein setzten sie sich in Bewegung, aber es gab viele Umrüfe und Gelächter, und Frau Brahe mußte es dulden, daß hinter ihrem Rücken die Frisch-verlobten sich die Hände drückten und wohl gar küssten.

Roustad fuhr lang vor ihnen am Grand Hotel vor, wo Oberkellner Krull schon stand, als ob er ihn erwartet hätte.

Noch bevor der Kammerherr den Mund aufstun konnte, nahm Krull seine bekannte tröstende Miene an, mit der er stets eine fatale Mitteilung zu begleiten pflegte.

„Die schöne Frau Solaker läßt sich empfehlen und sich entschuldigen, aber sie habe in dringender Angelegenheit Holmenkollen sofort verlassen müssen. Die Rappen stehen in unserem Gaststall, Herr Kammerherr. Oh, sie haben es gut, und es ist ihnen nichts passiert.“

„Das ist ja die Hauptache“, sprach der Kammerherr grimmig und wischte sich mit zitternden Händen den Schnee aus den Augen. „Dann stellen Sie die Falben der Frau Brahe nur dazu und bestellen Sie ihr genau das gleiche, was Sie mir von Frau Solaker ausgerichtet haben. Im übrigen schütt es sich nicht, daß Sie immer sagen: Die schöne Frau Solaker.“

Krull quittierte mit einer überflüssig tiefen Verbeugung.

„Die gnädige Frau ist sofort zu Bett gegangen.“

„Danach habe ich Sie nicht gefragt.“

Kammerherr Roustad, der jetzt im Schlosse wohnte, hatte bereits knapp grüßend mit zwei Fingern seine Pelzmütze berührt, als er noch einmal umkehrte:

„Wer war doch der Herr, der heute früh hier mit dem ausländischen Schlitten und dem roten Pferde anlief? Eine sehr auffallende Erscheinung, die man nicht vergibt — ich muß ihm schon zu irgend einer Zeit begegnet sein.“

Der Oberkellner hob die Schultern bis zu den Ohr läppchen.

„Es ist wirklich sehr merkwürdig, daß die gnädige Frau Solaker genau dasselbe wissen wollte, wie der Herr Kammerherr. Und sie brauchte fast dieselben Worte. Aber leider konnte ich ihr so wenig Auskunft geben, wie dem Herrn Kammerherrn. Man wünscht inkognito zu bleiben.“

Roustad fühlte, wie er sich versärbte.

„Ich verspüre keine Lust, das Inkognito dieser Größe zu lästern“, sagte er geringfügig.

Und er ging. Zu Fuß, weil er genug für heute hatte von allen Schlitten der Welt und im besonderen von dem der Königin Aase. Er schüttete seinen Groom, Schlitten und Pferde zu holen.

„Sie hatte dasselbe wissen wollen. Also muß ein Interesse bestehen. Und er ist im Hotel abgestiegen. Und ich werde ihr morgen Rosen bringen — und es muß Klarheit werden zwischen uns.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Sandfrau.

Eine Thüringer Skizze von Frida Schanz.

Das Dorf ist vielleicht eines der örmsten im Thüringer Lande, aber in mancher Hinsicht für sehende Augen eines der schönsten. Es liegt am Rande der Berge und aus dem Schatten der Täler gerade so weit in die Ebene hinausgerückt, daß man aus den rückwärtigen Fenstern der letzten und kleinsten Häuser das waldblau Wellengefüge des Gebirges in herrlichster Abstufung der Farben über das kleingemusterte Glidenwerk der Häuslerfelder hinweg vor sich sieht. Der lebhafte Farbensinn der Bewohner hat die grünen Blumenbreiter vor den Fensterchen noch extra rot, weiß und blau betont; reizend gruppieren sich in den engen Hößen, in denen gern alte, hohe Birnbäume regieren, die Geräte der beschiedenen Besitzer, Bohnenstangen, Holz- und Reisfässe, zu einem gemütlichen Ganzen. Holzstapel; Reisighäuschen; die kleinen Vogelbauer an der Außenwand der Häuschen, die blendend weißen Herbstgänse mit ihrem schwerfälligen Gewächsel; die rehschlanke, braunen Ziegen — das ist das Glück und der Reichtum des Orths. Dazu der nahe Wald mit seinen Beeren und Pilzen! Und natürlich kommt jetzt sie an die Reihe, die für die Kinder, für ein Altweiblein im Ort und jetzt für mich die Haupsache ist: die Sandgrube.

Eine Viertelstunde liegt sie vom Dorf entfernt, die große, tiefe, alte Kuhle. In ihrem wilden Gestrüpp von Himbeer- und Brummelbeerranken bauen Fuchs und Dachs; ja, die Kinder wissen ein noch größeres Geheimnis: der Osterhase hat nämlich dort unten sein Nest! Gesagt hat's ihnen neben viel anderem Wunderbaren, was man sonst nirgends erfährt, die Sandfrau. Dieser uralten, runaligen, freundlichen Frau gehört, wie es den Kindern scheinen muß, die Sandgrube, denn sie ist immer dort, und als die Mütter und Väter klein waren und wie jetzt die Kinder Städte und Wälle darin bauten, war sie auch schon immer da. Mit ihrem hölzernen „Blaul“ zerlopft und zerkleinert sie die Sandbrocken; unermüdlich, tagein, tagaus, denn um den feinen, goldhell Sand, der sich daraus ergibt, hat sie aus den Porzellanfabriken und aus den großen herrschaftlichen Häerten im nahen Tannengrund stets guten Zugang. Aus Sand gebaut, aber aus Sand, den Gott zu festem Stein gemacht, hat sie ihr winziges Haus, ihr Leben, einer alten, gelähmten Base Leben, die vor einem halb Dutzend Jahren freundlich lächelnd von ihr ging und danach, so recht im frischen, unverzögten Unternehmungssinn fleißigen, rüstigen Alters, gleich wieder ein anderes Leben.

In der Zeit, da wir Frieden bekommen hatten nach hartem Krieg, aber da wir in Deutschland doch mehr oder weniger stark hungrten, — damals war's.

Die Frau Landrat hielt durch den Herrn Dorfshulzen Umfrage, wer von den besseren Leuten in den Ortschaften reihum wohl ein Kriegskindchen zu sich nehmen wolle, ein Fürsorgeamt aus der Stadt hatte bei ihr angefragt. Zehn Kinder waren zu vergeben. Ein bisschen schwerfällig und jüngernd meldete sich hier und da und doch jemand. Unter den ersten, die ihre Bereitwilligkeit befundeten, war die alte Lindner, die Kordine, die Sandfrau.

„Ich möcht's versuchen, ich hoff' recht zu machen. Und wenn ich einmal alt werde“ — sie zählte damals 72 Jahre — „dann hab' ich doch wenigstens jemand.“

Da gab es eine erregte Sitzung am runden, eichenen Gasthaustisch, der den Rathaussaal ersetzte. Die Sandfrau? Die Kordine? Der auch schon stark betagte Dorfshulze war beinahe zornschauend dagegen, daß man die „alten Kacheln“, die doch bekannterweise niemals in ihren vier Wänden weilte, ein Kind anvertraute. Das Verwahrloserei und Richtschnukerei auferzogen werde im Dorf, das sei nicht nach seinem Gusto. — Arm zu arm, das habe „keinen Gud“. Nun gerade redeten die anderen der Sandfrau zu Recht. Daß der Dorfshulze die Alte nicht ausstehen konnte, ihr am Zeuge stände, was er könne, war ein auswendig bekanntes Kapitel im Dorf. Das sollte nicht hindern, daß das alte, brave Weib, die ihnen als Buben in der Sandgrube die durch bunte Eier beglaubigte Geschichte vom Osterhase erzählte, ihren Willen bestünde. — Da die jüngere, bejähende Männergeneration gegen die verneinende alte in der Mehrzahl war, belam die Sandfrau das Kind. Ein miserabiles Geschöpfchen, ein schlenderes Hieferchen ließ sich nicht denken! „Biel warme Sonne wird da nottun, Sonne über sonnenwarmem Sand in der Kuhle, Sonne aus recht geduldigem altem Frauensessen“, sagte sich das verständige Altweiblein beim ersten Blick. Es hat an beidem nicht gefehlt. Das Kind kam aus infektiöser Umgebung. Das wenige, was die Sandfrau sich erzählen ließ, ließ es ihr ratsam erscheinen, nichts mehr davon zu hören, nicht mehr in dem verwilderten Kinderherzen aufzustöbern. Gute Pflege, gute Behandlung, Liebe, lustige Unterhaltung in der gemütlichen, sauberen Armut! sollten die alten Erinnerungen eingescharrt und zugeschüttet. Und es wurde nun alles schön. Der Junge kam in die Schule, führte sich nicht schlecht.

Da beging die gescheite Alte jene große Dummheit. Ein paar Geldscheine hatten ihre Sandläufer gebracht; die waren aus ihrer Kommode verschwunden, und weil sie auch mit keinem Atem an den Schon lieblich unter ihrer Liebe aufblühenden Jungen dachte, hatte sie ein wenig Lärm darüber im Dorfe geschlagen. Zu gleicher Zeit waren ein paar seltsam adressierte Briefe nach Berlin auf der Post aufgeflogen. Der Postmeister hatte mit dem Dorfsgendarmen darüber geräumt. Die Briefe, schlecht zugeliefert, öffneten sich wie von selbst. Das Geld, das der Sandfrau entwendete, hart verdiente Geld war darin, und die Adresse, an die die Sendung gerichtet war, war die der früheren Pflegeeltern des vom Schulzen so widerstreitend im alten Dorf eingelassenen Jungen. Das gab kein kleines Aufsehen. Das ganze Dorf gab jetzt dem Schulzen recht. Der siebenhalbjährige Dieb sollte schließlich in seine Heimat abgeführt und den Leuten, für die er maste, wieder zugeführt werden. Der Dorfbüttel in Person hatte es der Sandfrau nun schon verkündet. —

Aber da legte sich doch etwas dazwischen. Der Besuch einer kleinen, alten Frau bei einem kleinen, alten Mann. Ein Besuch, nicht in Sack und Asche, nicht in Bett- und Bettelhabitus.

Nein! Vor fünfzig Jahren oder so herum war einmal ein schönes, stolzes, bildsauberes Mädel in bescheidenster Kleidung, aber in so netter, bewusster Haltung durchs Dorf geschritten, daß ihr jeder junge Bursch' nachsah; wie's immer ist — einer noch um etliches mehr als alle anderen.

Irgend etwas, ein gewisser Hauch, eine Spur, eine leise Erinnerung an jene seine Schönheit und Würde war jetzt über der alten Frau. Sie ging an den Haustüren vorbei, als wüßte sie und als wär's ihr doch ganz gleichgültig, daß alle ihr nachblickten, als wüßte sie auch, daß kein Mensch jetzt wagen würde, sie auf ihr Pflegeflänzchen anzureden.

Ihr schwarzes, sauberes Sonntagszeug hatte sie an, jetzt mitten am Werktag, die Frau Kordine Lindner.

Zum Schulzen ging sie, und der Schulze erschrak so sehr, als sie nach kurzem, festem Klopfen bei ihm eintrat, als läge dieser Augenblick fünfzig Jahre zurück, oder als hätte er fünfzig Jahre vor ihm Angst gehabt. Recht mit Zittern hatte er damals wochen- und monatelang auf so ein plötzliches Anklopfen und Eintreten der schönen, sauberen Kordine gewartet. Er konnte sich heute beruhigen. Von dem, was er damals, nachdem er sich mit der reichen Müllerstochter verlobt, von der Verlassenen zu hören gefürchtet, verlautete nichts. Es ging nur um den Jungen. Ganz ruhig, ganz fein. — Das einzige, womit die uralte Frau unbewußt auf eine uraltre Zeit anspielte, in der ihr das Herz fast gebrochen, war: „Ich hab' mein Lebtag keinem Menschen etwas Unrechtes angefan. Was in mir bös war, weil man mir Böses getan, hab' ich mit Gottes Hilfe bezwungen. — Ich hab' mich in Ehren durchs Leben geschlagen“, sprach sie. „In Ehren steh' ich im Dorfe da. Wenn's so um einen bestellt ist, da hat man wohl das Recht, daß man einem Menschen, zumal einem Kind, etwas vergeben darf. Da möcht' ich bitten, daß Ihr im Dorfe das mit dem Kind mir überlast. Was müssen das für Menschen gewesen sein, bei denen der Junge gewesen ist: da kann man ihn doch nicht mehr hinlassen! Ich will ihn behalten. Und ich meine, wenn ihn jemand zurecht bringen kann, so bin ich es.“

Nicht viel Gescheites hat der Schulze auf diese Worte zu erwidern gewußt. Die stolze Frau, die sich solche Worte herausgenommen, war am nächsten Tage wieder die ganz bescheidene, kleine, gebückte Sandfrau, die Tag für Tag an ihr hartes, mühsames Tagewerk ging, Säcke karrte, Sandbrocken zerkleinerte mit dem Blaul. Noch stark und rüstig in Kraft! Froh im Herzen! — Denn den Jungen hat sie behalten.

Wenn sie „einmal alt“ sein wird, hat sie doch jemanden. Ganz gewiß. Denn mit ganzem Herzen hängt das Kind an ihr.

Vom Wacholder.

Von Wilhelm Hochgreve.

Der Wacholder, der Juniperus der Wissenschaft, ist ein Kind der Heide, der Lüneburger Heide und ihrer Landgebiete. Treffen wir ihn auch noch darüber hinaus, gibt er auch manchen anderen Landstrichen Nord- und Mitteldeutschlands noch hier und da den Haupthon in ihrem Landschaftscharakter oder fällt er als Sonderling, als seltsame und seltene Einzelscheinung dort noch auf, in der Heide ist er noch zahlreich zu Hause, obwohl er auch hier schon vielerorts dem Pfluge, dem Feuer, der Torfmashine und anderen Feinden hat weichen müssen. Wie das Heidekraut unter den Pflanzen der Heide ihren Charakter verleiht, so ist es der Wacholder unter den Gehölzen, welcher der Heidelandschaft vornehmlich den Zauber ihrer Stimmungen gibt. Möchten wir auch nicht die wehrhafte Birke mit den langen, feinen Stränen ihrer Zweige missen, wo immer wir die Heide durchwandern, mag auch unserem Auge etwas fehlen, wenn

die alte, düstere Schirmeiche am grauen Schnudenstalle aus brauner oder rote Heidehöhe verschwunden ist oder der Findling am grauen Bienenzaun, — gehört auch ebenso zur echten Heide der föstlich-herbe Duft und das Gold der Gagelblüten, immer zuerst suchen unsere Augen, wenn sie die Heide wiedersehen, jenen eigenartig schönen Buschbaum, den Wacholder.

Und dieses vielleicht reizvollste aller Nadelhölzer nannte ein Linné in seinem Artnamen *communis*, „gemein“. Wir ehren diesen Baum bereits und wollen nicht nach einem besseren lateinischen Beinwort für ihn suchen. Dass der alte Rohmöhler in seiner „Naturgeschichte vom Walde“ den Wacholder einen „föstlichen Proletarier“ nennt, um den sich niemand kümmert trifft in unserm Urteil über solche Behauptung mehr den Geist seiner Zeit, als den alten Gelehrten selbst. Hat man doch in früheren Zeiten, ja noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, ähnlich absässig über die Lüneburger Heide überhaupt gesprochen, über dieselbe Heide, deren Erichauen heute das Herz eines jeden wirtschaftlichen Naturfreundes höher schlagen lässt. Wer sich hiervon noch überzeugen lassen muss, der braucht ja nur einmal nach dem Wieker Berge bei Müden an der Oerte zu pilgern, wo aus hochgetürmten Findlingsblöden das Antlitz des Sängers der Heide, des Dichters Lüns, herniederschaut. Dort sieht er ein entzückendes Landschaftsbild, weite dunkle Wälder und Waldhöhen, dazwischen braune Heide, blitzende Wasserflächen und den Wanderer freundlich einladende Birklenwege. Wendet er sich, so erblickt er unzählige Wacholder, die hier eine weite Landschaft, unberührte Urheide, beherrschen, aber nicht herrisch, sondern still und bescheiden, verträumt, manchmal wohl auch schwermüdig. Aber auch mitten im Führenwalde findet man Wacholder noch in Mengen, struffig und mager, wo die Fuhren ihn zu stark beschasten, voll und fett — und dicht wie Schafwolle oder Moos an den Rändern und mitten auf den Wegen, die nur die weißen Wagenspuren bezeichnen. An lichten Stellen schießen auch wohl bis acht Meter hohe schlanken Wacholdersäulen auf, mächtigen Flammen in der Art ihres Hochstrebens vergleichbar, andere wieder bilden in Gemeinschaft Schluchten oder, ihre Wipfel von beiden Seiten des Weges über diesen neigend, Gewölbe, durch die man schreitet wie durch Klostergänge, und den Weihrauchduft führt dazu der laue Heidewind, föstlichen Würzhauch, wie ihn nur der sonnenwarmer Kiefernwald spendet. —

Auf freier Heide, wo sich der Sturm ungehemmt austoben kann, wo vor Jahren erst die Dürre häunte, und dann das rote Feuer in wilden Flammen daherragte und alles, alles fraß, steht aus der jung schiebenden Heide starrend ein Wacholdergerippe, dem das Wetter der Jahre die Kohlenschärze nahm, knochenbleich, tot und noch im Tode schön in dieser Landschaft. An einer anderen ähnlichen Stelle, wo aber die Dürre nicht so zugreifen konnte, wo kein Heidebrand wütete, stehen im Halbschatten einer Riesenschirmfuhrte ein halbes Dutzend Wacholder von stattlicher Höhe und weiter Auslage. Nacht, grau, entrindet ragen ihre armdicken Stämme zwei Meter hoch über das Heidekraut empor. Sind sie doch noch weit älter als die alte Fuhre, deren Samenfern eine Laune des Windes einst in die Wacholdergruppe trug. Hier konnte sie gesäkt vor dem Schnudenzahn aufwachsen, und zum Danke spendet sie jenen jetzt, sie hoch überragend, Schatten, ohne ihnen Licht und Sonne ganz zu nehmen. Aber der Wind und der Schnee, die Last der Jahre und der Sturm drücken und zerrten sie auseinander, so dass sie uns an Baumwunder des Südens gemahnt. Auch Wacholderhaine sehen wir, die plötzlich an einer Wegbiegung unser Auge überraschen und wie verwilderte Friedhöfe dastehen.

Es wundert uns nicht, dass das Gemüth des Heidjers in den Zeiten des Überglaubens, der aber auch heute noch nicht ganz tot ist, um diesen wundervollen Baum einen bunten Sagenkranz floht. Schon sein Name verrät, dass er den Urvätern der Heidier heilig war. „Wacholder“ nannten sie ihn, weil er Frau Holdes „wach“ immergrün und darum lebendiger Baum (althochdeutsch *tar* oder *tar* = Baum) war. Räucherungen mit Wacholderzweigen vertrieben die Hexen.

Da die Heide früher holzarm war, wie sie heute eins der waldreichsten Gebiete Deutschlands ist, musste der Wacholder oder Machandel, wie er in niederdeutschen Landen östlich der Weser auch genannt wird, spärliches Brennholz und auch Nutzhölz für allerlei Geräte liefern. Seine dunkelblauen Beeren, die der Wacholderdrossel den Namen gaben und auch dem edlen Birkwilde zur Ausage dienten, wurden schon in Urzeiten als Speisenwürze verwandt. Besonders geschätzt sind heute noch mit Wacholderbeeren gewürzte Wildbraten. Auch im Drogenhandel spielen die Beeren eine nicht unbedeutende Rolle. Dass ihr Extrakt dem Steinhäger und Genever ihren eigentümlichen Geschmack verleiht, bleibe nicht unerwähnt. So ist also der früher von manchen außerhalb der Heide Lebenden geschmähte, heute noch bei vielen unbekannte oder verkannte Baum auch wirtschaftlich bedeutend gewesen und heute noch nützlich.

Aber wäre auch dieses anspruchslose, bescheidene Kind der nördlichen Heiden nur der wundervolle, vielgestaltige, einzigartige und darum einzischöne Landschaftsschmuck, als den wir ihn schauen, es diente damit allein schon seiner Heimat in reichstem Maße, als Freudsprecher dem Schönheitsfrohen Auge, dem Gemüte, das noch schöne Träume spinnt, und als Magnet für Tausende, die seinemwegen wie der rosentroten Heideblüte wegen kommen, und die dem Wirtschaftsleben der Heide wertvolle Hilfe bringen.

Welt u. Wissen

* Ein Apparat, der durch den Nebel sieht. Ein Apparat, der Schiffe in den Stand setzen soll, die Lichter von anderen Schiffen durch Nebel und Dunkelheit auf größere Entfernung zu entdecken, wurde, wie aus London berichtet wird, von J. L. Baird, der sich in den letzten Jahren viel mit dem Fernsehen beschäftigt hat, konstruiert und in seiner Brauchbarkeit durch Versuche in der Nähe von Dorking erwiesen. Der „Noctovisor“ wie die Erfindung genannt wird, ist ein etwa drei Fuß hoher Kasten, der auf der Vorderseite mit Linsen ausgerüstet ist und auf der Rückseite eine Scheibe hat, auf der die Bilder erscheinen. Unsichtbare ultrarote Strahlen, die durch Nebel und andere Substanzen hindurchdringen können, die das gewöhnliche Licht aufhalten, gehen von den zu erkennenden Gegenständen im Gesichtsfelde durch die Linsen und werfen ein unsichtbares Bild auf eine empfindliche Scheibe hinter der Linse, das dann in ein sichtbares Bild auf der Scheibe in der Rückwand des Kastens verwandelt wird. Bei dem Versuch wurde der Apparat auf einem Drehtisch aufgestellt und gegen einen Pfahl gerichtet, wo die Stirnlampen eines Autos in einer Entfernung von etwa 4 Kilometern gut zu erkennen waren. Auf ein Signal wurden die Lichter für die gewöhnliche Sicht durch eine Ebonitplatte vollkommen abgedeckt, die den Nebel ersehen sollte. Der rote Fleck auf der Scheibe verschwand einen Augenblick, erschien dann aber wieder und wurde genau so klar wie vorher. Der Erfinder meint, dass nach diesem Ergebnis angenommen werden kann, dass gewöhnliche Schiffslampen in dichtem Nebel jetzt schon auf 800 Meter entdeckt werden könnten, und er hofft, die Entfernung in kurzer Zeit auf wenigstens drei Kilometer steigern zu können. Der Apparat kann nur die Richtung anzeigen, aber wenn zwei auf einem Schiff aufgestellt werden, könnte die Entfernung leicht trigonometrisch berechnet werden.

Kannibalen, die von Frauen beherrscht werden. Ein mexikanischer Gelehrter, der Professor Fernandez, der soeben von einer langen Reise durch die Inselwelt des mexikanischen Archipels zurückgekehrt ist, erzählte in einem Vortrag, den er in Mexiko hielt, von den Bewohnern der Insel Tiburon und ihren merkwürdigen Sitten. Diese Insel, die von dem Indianerstamm der Seris bewohnt wird, steht unter der Herrschaft von Frauen. Die Männer haben nicht das Geingste zu sagen und werden ausschließlich zur Hausrarbeit verwandt. Tiburon ist eine völlig abgelegene Insel, die nur von wenigen Fremden betreten wird. Vor nicht sehr viel Jahren zählte sie noch 5000 Einwohner, von denen heute nur noch 400 übrig geblieben sind. Die Seris haben aus alter Zeit den Geist der Unabhängigkeit bewahrt, der ehemals die Indianerstämme der Neuen Welt besaß. Allerdings waren sie in der glücklichen Lage, niemals gegen die weißen Eroberer, die spanischen Konquistadoren oder die Mexikaner, kämpfen zu müssen. Die Seris leben lieber ihr Volk aussterben, als dass sie mit den Indianern Verbindungen eingehen, die sich der Herrschaft der Weißen unterworfen haben. Noch heute pflegen sie ihre heidnischen Bräuche, indem sie ihren Göttern Menschenopfer darbringen; wie Fernandez festgestellt hat, endigen diese Gottesdienste häuslich genug mit kannibalistischen Schmäusen. Der mexikanische Gelehrte war erstaunt, auf der ganzen Insel nicht einen einzigen Menschen zu treffen, dem irgendein körperliches Gebrechen anhaftete. Ob Mann oder Frau, die Seris sind alle kräftige, wohlgebaut und schöne Menschen. Kranke und schwächliche Kinder werden nämlich von ihren Eltern mitleidlos ausgesetzt. Freilich nimmt die Zahl der auf diese Weise zum Tode verurteilten Kinder von Jahr zu Jahr zu, da die ehelichen Verbindungen zwischen Blutsverwandten eine räudig forschreitende Entartung zur Folge haben. Wie bereits erwähnt, werden die Seris von Frauen regiert. Eine Frau steht an der Spitze des ganzen Stammes; sie ist von einem Rat der Mütter umgeben. Sie besitzt die unumschränkte Macht über Leben und Tod eines jeden Untertanen. Die Männer haben nicht das geringste Recht; nicht einmal an der Erziehung der Kinder können sie teilnehmen.